

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 21 (1969)
Heft: 14

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Schloss

Produktion: Deutschland, 1967 Regie: Rudolf Noelte
Besetzung: Maximilian Schell Verleih: Alexander

ms. Was dem Theater recht ist, darf dem Film billig sein: die Romane Franz Kafkas zu adaptieren. Nur so billig, wie Rudolf Noelte es sich mit dem «Schloss» gemacht hat, geht es nicht. Noelte, im Theater erfahren und gerühmt, hat sich an dem Roman ganz offenbar übernommen, und im Film als künstlerischem Medium sieht er nichts anderes als die Konserve für einen Theaterrealismus, der heute selbst auf der Bühne unverbindlich bleiben müsste. Kafkas Dichtung im Film nachzuvollziehen, ist schwierig, und keinem ist es bisher gelungen; auch Orson Welles im «Prozess» nicht, der immerhin die Allüre des Genialischen hat.

Zu viel des Guten kann man von Noeltes Adaptation nicht sagen. Die Welt Kafkas hat sich dem deutschen Regisseur und vor allem wohl auch seinem Hauptdarsteller, Maximilian Schell, der den «K» spielt, völlig entzogen. Darüber hilft auch der Bildungseifer nicht hinweg, mit dem dieser Film propagiert wird. Ein Bildungseifer um so peinlicher, als er meint, der Name Kafka garantiere schon den Wert des Films. Während umgekehrt doch der Roman Kafkas nur der Masstab sein kann, mit dem der Film zu messen ist. Und dieser Masstab ist nun allerdings unerbittlich.

Das «Schloss» — der Roman gehört in die späte Schaffensperiode Kafkas —: Was bedeutet es mit seinem Anspruch auf unbedingte Achtung, unbedingten Gehorsam, mit seinen Launen und Tücken, seinen seltsamen Akten, seiner unerforschlichen Hierarchie von Beamten? Die Deutungen, zu denen der Roman Anlass gibt, sind mannigfach und gegensätzlich. Aber es sind Deutungen, die sich aus seiner Realität begründen lassen. An erster Stelle hat jene zu stehen, zu deren Wortführer sich Max Brod gemacht hat, die religiöse. Im «Schloss», zu dem «K» keinen Zutritt erlangt, sieht sie, was die Theologen «Gnade» nennen, die göttliche Lenkung menschlichen Schicksals (des Dorfes); sieht im Roman die Wirksamkeit der Zufälle, geheimnisvolle Beschlüsse, Begabungen und Schädigungen, das Unverdiente und Unerwerbliche, das «Non liquet» über dem Leben aller. «K» sucht die Verbindung mit der Gnade der Gottheit, indem er sich im Dorf zu Füßen des Schlosses einzuwurzeln sucht, durch Arbeit, Berufswahl und Heirat. Als der Fremde, der er ist, als der andere als alle andern, ringt er verbissen um das, was dem Dutzendbürger gleichsam von selbst zufällt. Er erleidet Niederlage um Niederlage, und als ein Beamter des Schlosses schliesslich doch seinen guten Willen zeigt, ist es zu spät. «K» ist zu müde, um diese Anerbieten noch prüfen zu können, sein Körper versagt. Die Gnade erreicht ihn nicht mehr, nur noch im Tode.

Gegen diese religiöse Deutung, sie als Fehldeutung verwerfend, meldet sich jene, die, wie bei Elias Canetti, im Werk Kafkas überhaupt im besonderen aber im «Schloss» die tiefgründige Expertise jenes Phänomens sehen will, das unserer Zeit das vordringlichste und erschreckendste geworden ist, des Phänomens der Macht, die Kafka in jedem ihrer Aspekte erlebt und gestaltet hat. Die eigentliche Beziehung der ohnmächtigen Menschheit, die am Fusse des Schlossbergs angesiedelt ist, zu den Beamten ist die des Harrens auf das Obere. Die Frage nach dem Grund für die Existenz dieses Oberen wird dabei nie gestellt, aber was von ihm ausgeht und sich unter den gewöhnlichen Menschen ausbreitet, ist die Demütigung durch Herrschaft. Der Roman erscheint so als der klarste Angriff gegen die Unterwerfung unter das Obere, ob man in ihm nun eine höhere oder bloss irdische Macht zu erkennen meint, denn alle Herrschaft ist hier eins geworden, und sie ist verwerflich.

Die Opfer sind ergeben, nur einen einzigen Akt des Widerstands gibt es, die Weigerung Amalias, einem Beamten zu Willen zu sein, und «K», der sich der Macht aufdrängt



Maximilian Schell im Film «Das Schloss» von Rudolf Noelte, nach Kafkas Roman, der zu vielen Diskussionen Anlass gab, aber doch eher als missglückt, wenn auch als lehrreich, zu betrachten ist.

und jede Demütigung durch sie hinnimmt, obwohl sie sich ihm ständig entzieht, wird zur Figur, die exemplarisch für die Selbstentfremdung des Menschen in der durch welche Instanzen immer beherrschten Gesellschaft steht: hier setzt die marxistische Deutung an. Sie hat, nachdem Kafka im Sozialismus lange verpönt war und als bürgerlicher Dekadent galt, den Dichter so für sich zu retten versucht, dass sie ihn zum Experten der durch den Kapitalismus bewirkten Selbstentfremdung ernannte; zum Dichter, aus dessen Werk sich die Empörung nährt und der Wille sich entfachen kann, von anderen Lebensverhältnissen nicht nur zu träumen, sondern sie tatsächlich — durch den Sozialismus — auch herzustellen.

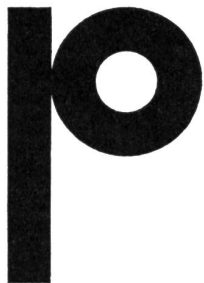
Wie immer also der Roman Kafkas zu deuten ist: jede dieser Deutungen lässt sich vertreten — die religiöse aber schliesst die anderen offensichtlich als die umfassende ein —, eine jede aber lässt sich aus dem Roman selbst ableiten, zu keiner hingegen führt der Film hin. Und doch bestände einzig die Rechtfertigung künstlerisch für den Film gerade darin, dass er eine dieser Deutungen glaubwürdig zur seinen machen würde, eine Lesart also zum Anlass für die eigene Kunst nähme. Es fehlt dem Film Noeltes, von welcher Perspektive der Deutung her man ihn auch beurteilen möge, die innere Notwendigkeit. Es fehlt der darin geschilderten Situation von «K», der auf die Gunstbezeugung des «Oberen» harrt, das Zwanghafte des Wartens und des Ringens, das die dichterische Lebensluft des Romans ausmacht. Von dem «K» dieses Films, der als düsterer Unrasierter durch eine Winteridylle streift, kann man einfach nicht begreifen, weshalb er, nachdem es ihm nicht gelingt, sich im Dorf einzuwurzeln, dieses nicht unverrichteter Dinge, aber als ein freier Mann wieder verlässt. Dieser Gedanke, der einen vor dem Film überfällt, ist das Indiz dafür, dass es Noelte nicht gelungen ist, einen echten Bezug des Films zur Welt Kafkas herzustellen. Ein echter Bezug ist jedenfalls die von Noelte selbst vorgebrachte Interpretation, es handle sich um den Kampf gegen die Bürokratie, nicht. Diese Interpretation ist ganz einfach zu klein gewachsen.

Dass man vor dem Film auf einen solchen Gedanken kommt, der einem beim Lesen des Romans niemals käme, zeigt, wie peinvoll die Atmosphäre des unvergleichlichen Buches verfehlt ist. Verfehlt auch, und das vor allem durch die Schuld der pathetisch schönen Photographie, ist die Atmosphäre der Ironie jenes magischen Humors, der Kafkas Ausdruck für das Durchleuchten der Ahnung einer höheren Sphärenordnung durch die Wirrnisse des Menschendaseins ist. An die Stelle dieses Humors, der das Tragische

VERZEICHNIS

aller vom 1. April bis 30. Juni 1969 erschienenen ausführlichen Filmbesprechungen. Dient zur Orientierung unserer Abonnenten über die an ihrem Orte gespielten Filme.

TITEL	Nr.	Seite	TITEL	Nr.	Seite
A Paty yezdec je Strach	8	115	L'amour	7	98
Ansiktet	8	114	L'étrangère	10	147
Buona sera, Mrs. Campbell	13	195	Lamiel	11	164
Danger Route	13	195	La prisonnière	13	196
Das Gesicht	8	114	La voie lactée	9	131
Der Mann mit dem Glasaugen	9	132	MacKenna's Gold	9	133
Der Sergeant	9	132	Nackt unter Leder	8	116
Der Zirkus	11	162	OSS 117 in der Todesfalle	13	195
Die Frau aus dem Nichts	12	179	Panamericana —		
Die Gefangene	13	196	Traumstrasse der Welt	7	100
Die Liebe	7	98	Poor Cow	10	147
Die Milchstrasse	9	131	Ratten im Secret Service	13	195
Die Party	11	164	Rebellion	7	98
Die Roten und die Weissen	8	114	Secret ceremony	12	179
Die sieben Männer der			Swiss made	11	163
Sumuru	12	180	The Cameraman	13	196
Die Unbekannte	10	147	The Circus	11	162
Ein launischer Sommer	10	146	The girl on a Motorcycle	8	116
Eine verheiratete Frau	12	180	The Party	11	164
Finians Regenbogen	11	164	The sergeant	9	132
Finian's Rainbow	11	164	Teorema	9	131
Funny Girl	7	100	«...und der fünfte Reiter ist		
Hängt ihn höher	12	181	die Angst	8	115
Hang'em High	12	181	Une femme mariée	12	180
Joanna	12	179	«Z»	12	178
Joi — Uchi	7	98	Zuckerbrot und Peitsche	10	146
Isadora	13	194			
Krieg und Frieden (2. Teil)	9	130			



Plüss Druck AG
Köchlistrasse 15
8004 Zürich
Tel. 23 64 34

Prompte
Ausführung aller
Drucksachen. 

Dank vielseitiger
Erfahrung,
sind wir in der
Lage, Sie
fachmännisch
zu beraten.

wie das Tragischkomische des menschlichen Verhaltens aufs zarteste abstuft, ist ein orgelndes Pathos getreten.

Auf dieses Pathos ist auch die Darstellung der Rolle des «K» durch Maximilian Schell ausgerichtet: «K» erscheint als eine völlig extravertierte Leidensgestalt, deren Verfall, körperlich wie seelisch, bloss theatralische Allüre ist; und seine Hartnäckigkeit, sein Leben gemäss den Weisungen des Schlosses einzurichten, wirkt schliesslich nur noch als obstinate Dummheit, die kein noch so vorgeblich Tiefe spiegelnder Augenglanz zu retten vermag, höchstens unerträglich macht. Schlimmeres hätte Franz Kafka nicht passieren können. Und man denkt an die Warnung Canettis, dass bei kaum einem anderen Dichter so sehr wie bei Kafka eine jede «Deutung», die man sich herausnimmt, eine Barbarei ist. Maximilian Schells eitle Selbstidentifikation mit «K», die diesen auf die Stufe eines romantischen Welt-schmerzes herabdrückt, ist eine Barbarei. Dass einer sich nicht rasiert, macht ihn noch nicht dämonisch.

Rebecca

Produktion: USA, 1940

Regie: Alfred Hitchcock

Besetzung: Laurence Olivier, Joan Fontain

Verleih: Columbus

FH. Einer jener Filme, die ein grosser Publikumserfolg von Anfang an gewesen sind und es bis heute blieben. Dabei waren die Film-Aestheten keineswegs entzückt von ihm und lehnten ihn meistens ab. Da lohnt es sich schon, ihn etwas genauer zu betrachten.

Der «berühmte» Engländer Hitchcock hat den Film in Hollywood gedreht, kurz nach seiner Uebersiedlung nach Amerika. Der Film enthält so noch ganz die Nüchternheit, man ist zu sagen versucht, die Kahlheit seiner englischen Werke. Betrachtet man nur die Story, so handelt es sich um eine sehr simple Reportage von einem englischen Grafen, der ein hübsches, junges Mädchen heiratet, nachdem er 20 Jahre vorher seine erste Frau durch den Tod verloren hat. Die junge Frau glaubt jedoch, auf Schritt und Tritt von der Toten verfolgt, von ihr dauernd überschattet zu werden. Sie droht daran zu ersticken. Die Unheimlichkeit nimmt ständig zu, es kommt zwischen den Neuvermählten zu einer Auseinandersetzung und schliesslich stellt sich heraus, dass der Graf glaubt, den Tod seiner ersten Frau verursacht zu haben, als an einer Party die geheimnisvollen Vorgänge von damals aufgeklärt werden, wobei das Schloss von der als Kontrast-Schreckgespenst auftretenden Haushälterin zum Schluss angezündet wird.

Eine simple Gruselgeschichte? Gewiss hat es Hitchcock wie immer ausgezeichnet verstanden, eine mysteriöse Schaueratmosphäre herzustellen und sie ständig zu vergrössern. Es steckt aber doch noch mehr drin. Er vergrössert nicht zum ersten Mal die Spannung durch einen Kunstgriff am Schluss, den er meisterhaft beherrscht, durch eine Umkehrung der Zeitfolge. Dazu gruppiert er bildlich und rhythmisch das Geschehen so geschickt, dass vieles überzeugender wirkt, als in viel bedeutenderen Filmen. Er entwickelt eine Suggestionskraft, der sich schwerlich ein Zuschauer entziehen kann. Vor allem versteht er sich auf atmosphärisch gute Bilder von wilden Felsen und drohendem, alten Gemäuer, wobei selbstverständlich das aufgewühlte, unheimliche Meer nicht fehlen darf. Doch auch mit den handelnden Figuren gelingt ihm gute Einfälle, etwa die Szene mit der Auseinandersetzung der Neuvermählten im dunkeln Saal, während der Schmalfilm von ihrer Hochzeitsreise läuft. Auch vermag er einfallsreich die Existenz einer weiteren Figur, der unsichtbaren Toten, glaubhaft zu machen, sie uns mit einfachen Mitteln zu suggerieren. Allerdings wird er dabei von ganz hervorragenden Schauspiel-

lern unterstützt, indem ein Mann vom Format Oliviers sein ganzes Können einsetzt und Joan Fontain die Rolle des zarten, jungen Bräutchens überzeugend zu verwirklichen weiss.

So ist der Publikumserfolg nicht ganz unberechtigt. Allerdings handelt es sich nur um einen gehobenen Unterhaltungs-Gruselfilm, eine Aussage von Rang ist nirgends zu erkennen wie immer bei Hitchcock, und mit der Psychologie hapert es mehr als einmal. Doch souverän überspielt besonders Olivier diese Löcher — ein Vergnügen, ihm zuzuschauen.



Joan Fontain (links) und Laurence Olivier (zweiter von links), in dem nicht tiefgründigen, jedoch immer noch publikumswirksamen und suggestiven Hitchcock-Film «Rebecca».

Mit Eichenlaub und Feigenblatt

Produktion: Deutschland, 1967

Regie: Franz Josef Spiecker

Besetzung: Werner Enke, Birke Bruck, Hans Fries

Verleih: Victor

FH. Ein junger Deutscher will ein heldischer Fallschirmjäger werden, landet jedoch statt in der ersehnten Nahkampfschule im Lungensanatorium. Er vertieft sich dort in die militärische Fachliteratur, aber doch nicht so tief, dass er die Offerten einer liebeshungrigen Majorsgattin übersehen könnte, deren Mann und Generals-Vater er kennengelernt hat. Was seinen militärischen Eifer so bedenklich kühlt, dass er sich mit Hilfe von Hippie-Freunden via Sprungtuch aus dem Sanatorium rettet, während der verantwortliche seltsame Arzt ihm pflichtwidrig, aber freundlich nachwinkt.

Beabsichtigt war zweifellos eine Satire, die dem gegenwärtigen Malaise mancher junger Deutscher Ausdruck geben sollte. Sie ist leider etwas daneben gegangen, weil die Regie zu sehr in Schwarz-Weiss-Technik machte, die Militärs z. B. als übertrieben beschränkt hinstellte. Angeborene Beschränktheit jedoch ist Schicksal, hat mit Missständen, die satirisch aufs Korn genommen werden sollen, nichts zu tun. Satire will nicht solche Beschränktheit blossstellen, sondern Verhaltensweisen, die infolge von falschem, vor allem einseitigen Denken bei sonst intelligenten Leuten entstanden sind und deshalb komisch wirken. Und was soll die Flucht zu den Hippies? Sind diese wirklich die vernünftige Rettungsstation vor all den angeprangerten Uebeln? So witzig die Gags oft sind, so geschliffen manche Dialoge, so sprechend manche Bildaussagen, so wenig gelangt der Film über das Niveau eines guten, unterhaltenden Schwanks hinaus.